

gerhard wolf
gerhard

GERHARD WOLF

HERZENS
SACHE

MEMORIAL -
UNVERGESSLICHE BEGEGNUNGEN

gerhard wolf
gerhard

a

aufbau

Gerhard Wolf
Gerhard Wolf

GERHARD WOLF

HERZENS
SACHE

MEMORIAL -
UNVERGESSLICHE BEGEGNUNGEN

Gerhard Wolf
Gerhard Wolf

a

aufbau

Über das Buch

»Ein Genie der Gemeinsamkeit« *Volker Braun*.

»Wer ist Gerhard Wolf? Der wagemutige Verleger, eindringliche Essayist, exzellente Lektor, kunstversessene Herausgeber? Der Meisterkoch der deutschen Gegenwartsliteratur? Der Mann einer berühmten Frau, der Schriftstellerin Christa Wolf? Sollte all dies in einer einzigen Person vereinigt sein?« *Friedrich Dieckmann*.

Wenn dieser Gerhard Wolf seinen Passionen folgt und über Begegnungen mit unvergesslichen Literatur- und Malerfreunden schreibt, entstehen lebendige Künstlerporträts, die zum Lesen und Entdecken verführen: Irmtraud Morgner, Walter Jens, Günter de Bruyn, otl aicher, Carola Stern, Heinz Zöger, Stephan Hermlin, Tadeusz Rózewicz, Günter Grass, Bert Papenfuß, Stefan Heym, Andreas Reimann, Johannes Bobrowski, Carlfriedrich Claus, Christa Cremer, Volker Braun, Gino Hahnemann, Jan Faktor, Louis Fürnberg, Nuria Quevedo, Maria Sommer, Barbara Beisinghoff, Róża Domaścyna, Angela Hampel, Franci Faktorová, Brigitte Reimann u. a.

»Ich kann nur über mich schreiben, indem ich über andere schreibe.« *Gerhard Wolf*

Über Gerhard Wolf

Gerhard Wolf wurde 1928 in Bad Frankenhausen geboren. Er studierte Germanistik und Geschichte in Jena und Berlin, war Rundfunkredakteur und Lektor und ist seit 1957 freier Schriftsteller. Zahlreiche Essays zu historischen und zeitgenössischen deutschen Dichtern und Künstlern; Herausgeber von Anthologien, Auswahlbänden und der Reihe »Außer der Reihe« (Aufbau 1988-1991). 1990 gründete er den Verlag Gerhard Wolf Janus press. Christa und Gerhard Wolf waren seit 1951 verheiratet. Er lebt in Berlin. Ehrenmitglied der Sächsischen und der Berliner Akademie der Künste.

Wichtigste Publikationen: Beschreibung eines Zimmers. 15 Kapitel über Johannes Bobrowski, 1971; Der arme Hölderlin, 1972; Albert Ebert – Wie ein Leben gemalt wird, 1974; Wortlaut, Wortbruch, Wortlust, 1988; Sprachblätter, Wortwechsel. Im Dialog mit Dichtern, 1992; Christa Wolf, Gerhard Wolf, Malerfreunde. Leben mit Bildern, 2010; Im deutschen Dichtergarten. Lyrik zwischen Mutter Natur und Vater Staat. Texte aus fünf Jahrzehnten, Radius-Verlag 2018; Carlfriedrich Claus, Gerhard Wolf, Christa Wolf, Nun schauen mich immer mindestens vier Augen an. Der Briefwechsel 1971-1998, Kunstkeller Annaberg, Chemnitzer Verlag 2018 außerdem: Peter Böthig (Hg.), Die Poesie hat immer recht. Gerhard Wolf: Autor, Herausgeber,

Verleger. Ein Almanach zum 70. Geburtstag, 1998;
Friedrich Dieckmann (Hg.), Stimmen der Freunde. Gerhard
Wolf zum 85. Geburtstag, 2013.

ABONNIEREN SIE DEN NEWSLETTER DER AUFBAU VERLAGE

Einmal im Monat informieren wir Sie über

- die besten Neuerscheinungen aus unserem vielfältigen Programm
- Lesungen und Veranstaltungen rund um unsere Bücher
- Neuigkeiten über unsere Autoren
- Videos, Lese- und Hörproben
- attraktive Gewinnspiele, Aktionen und vieles mehr

Folgen Sie uns auf Facebook, um stets aktuelle Informationen über uns und unsere Autoren zu erhalten:

<https://www.facebook.com/aufbau.verlag>

Registrieren Sie sich jetzt unter:
<http://www.aufbau-verlag.de/newsletter>

Unter allen Neu-Anmeldungen verlosen wir
jeden Monat ein Novitäten-Buchpaket!

Gerhard Wolf

Herzenssache

Memorial —

unvergessliche Begegnungen

 aufbau digital

Inhaltsübersicht

Informationen zum Buch Newsletter

**Scheherezade aus Sachsen. Abschied von Irmtraud
Morgner**

Geist und Macht. Rede auf Walter Jens

Günter de Bruyn. »Mein Brandenburg«

otl aicher. schreiben und widersprechen

**Carola Sterns Buch »Der Text meines Herzens. Das
Leben der Rahel Varnhagen«**

**Nicht widerrufbares Leben. Trauerrede für Heinz
Zöger**

**Nicht beendetes Gespräch über Stephan Hermlin
zwischen Christa und Gerhard Wolf**

**Der Dichter, ein Zeuge. Zu Tadeusz Różewicz, Günter
Grass, Bert Papenfuß und Detlef Opitz**

**Stefan Heym. Unverhoffter Gast, bleibender
Zeitgenosse**

**Auf der Suche nach einem Land. Der Dichter Andreas
Reimann**

**Im Bilde sein. Gerhard Altenbourg. Grafiken zu
Dichtung von Johannes Bobrowski**

Carlfriedrich Claus in dis tanz.

**Christa Cremer. Malerei - Kleinplastiken. Ergebnisse
eines Lebens mit der Kunst**

**C Gespräch im Hause Wolf über den in Vers und Prosa
/ G sowohl als auch stückweis anwesenden Volker
Braun**

Worte für Gino Hahnemann.

In zügelloser Sprache.

Günter Grass. Signaturen zur Zeit

**Louis Fürnberg. Traum und Wirklichkeit eines
Dichters**

**Nuria Quevedo. Berlinerin aus Barcelona - Katalanin
in Berlin**

**Maria Sommer. Theater als Herzenssache -
Herzenssache als Beruf**

**Die Freundschaft zwischen Brigitte Reimann und
Christa Wolf**

Volker Braun. Dichtung als Geschichte der Zeit

Zu den Motiven der Kunst. Barbara Beisinghoffs

**Gorzów heute. Gespräch zwischen Gregor Stach und
Gerhard Wolf über die Geburtsstadt von Christa Wolf**

**Die Dichterin Róża Domaścyna. Unter einem gewaltig
mildtätigen horizont**

Angela Hampel. Schriftzeichen - Bildzeichen.

Arbeiten zur Literatur

Memorial für Franci Faktorová.

Quellennachweis

Bildnachweis

Anmerkungen

Impressum

Irmtraud Morgner (1933-1990) gehörte mit Romanen wie »Hochzeit in Konstantinopel« und »Leben und Abenteuer der Trobadora Beatriz« zu den großen deutschen Erzählerinnen feministischer Prosa. Ich hielt ihr 1975 die Laudatio zur Verleihung des Heinrich-Mann-Preises unter dem Titel »Abschied von der Harmonie«.

An ihrem Grab sprach neben mir auch Alice Schwarzer.

Scheherezade aus Sachsen

Abschied von Irmtraud Morgner

»Man ist für das Leben nicht eingerichtet.«

Vor knapp einem Jahr kam eines Abends unvermittelt ein Anruf, der nicht, wie anzunehmen war, Christa galt (denn man weiß, dass ich ungern telefoniere), ein Anruf, der mich betraf; mir mit etwas umständlicher Erklärung, dann umso deutlicher – in diesem seltsamen Diskant bei gutturalem Unterton – ein Anliegen vortrug, das ich nicht abweisen konnte, weil es nicht misszuverstehen war; denn wie entzieht man sich einer Anfrage, die einem als letzter Wille vorgetragen wird.

Ich habe seitdem auf meine Weise damit gelebt, immer diese Stimme im Ohr, die um ihr Ende wusste, stockend, aber bestimmt, waghalsig und hellstichtig, zupackend und arabesk – dieser plötzlich ausbrechende heitere Diskant bei untergründig dunklem Guttural –, wie es im Reden, wie es anders im Schreiben ihre Art war.

Ich konnte mir danach keine Rede ausdenken, und wir haben, nach einer letzten Begegnung in ihrer Wohnung, es war ein überheißer Junitag, beide nie mehr über diese Abmachung gesprochen. Wir waren nicht dafür

eingerrichtet. Ich habe seitdem manchmal in einem ihrer Bücher ein paar Seiten wiedergelesen, habe absichtlich empfindungslos oder mit lautlosem bösen Lachen das Buch beiseitegelegt, hilflos, keine Notizen. Ich wusste, wenn es so weit sein würde, ihre Bücher würden schon die rechten Stichworte geben, die ich brauchte, um, wie sie es sich nun einmal wünschte, etwas sagen zu können. Ich weiß jetzt nicht mehr, ob das stimmt, und muss es auf diesen Versuch ankommen lassen. Aber ich sehe mich dabei nicht allein, sondern mit anderen hier in einer durch sie wie insgeheim vereinbarten Gemeinsamkeit. Sie, die wie ich auf meine Weise an diesen letzten Jahren Irmtraud Morgners Anteil nahmen, Sie werden, besser als ich es vermag, auf Ihre Weise das Bild von ihr ergänzen, es reicher, farbiger, gültiger machen. Ich aber hoffe, mit meinem aus dieser Situation entstandenen Vorgehen vielleicht einen Zug ihrer Arbeitsweise zu treffen, die sie beklagt und zugleich als ihre ureigene Arbeitsmethode verteidigt hat: sich an Kerngedanken und Grundideen zu orientieren, die man frisch der Ausführung vorauswirft, um sie im Schreiben selbst möglichst einzuholen und einzulösen: Einfälle, Inspirationen, schöne Entwürfe für einen »unendlicheren Zusammenhang«, den man – ja man weiß es – sicher nie erreicht, aber immer anstrebt. Vorhaben, das man deshalb in bemessene Szenen, Stücke oder Kapitel einteilt, die man überblickt und schafft, Zitate aus den ältesten, Dokumente

aus jüngsten Quellen dazu, poetische Geschichtsschreibung aus der Lage und Sicht einer heutigen Frau, wie es Walter Jens in seiner Rede auf die Tausendsassa Morgner so beschrieben hat: »[...] einmal im Simplizissimus-Stil, volkstümlich und archaisierend, ein zweites Mal in der Weise des wahren sozialistischen Realismus, wirklichkeitsgesättigt also und plastisch, und ein drittes Mal, anspielungsreich und hermetisch, mit Dialogen von verweisender Kraft und Beschreibungen, die ein langes In-Spuren-Gehen verraten«. Sie hat es damit zu einiger Meisterschaft gebracht, nannte die Bände ihrer »Salman-Trilogie« Montage-Romane, »die Prosa der Zukunft«; Montage – freilich nur eine unzureichende Bezeichnung für dieses kaum nachbeschreibbare bizarre, bunte Gewebe aus Tatsächlichem und Phantastischem, ich sehe es als aufgezeichnete, sich fortschreibende große Applikation auf die Welt, Gesuch, sie zu durchschauen, Heilmittel als Vision, sie zu ändern. Sie sagt: »Die Menschen glauben große Wahrheiten eher in ungewöhnlichen Gewändern«, und man wünscht, sie hätte damit recht. Sie verwandelt sich aus solchen Gründen ja vor unseren Augen ständig in verschiedenste reale und zauberhafte Gestalten, spricht eben noch ganz gegenwärtig als berufstätige Frau und Mutter ihres Sohnes und ist im Nu auch deren Wunschbild, gewitzte Gauklerin, Spielfrau oder fabelhafte Sirene, redet mit Weiber-, Schlangen- und Hexenzungen – und ist doch

immer die Morgner, Scheherezade aus Sachsen, die weiß, dass sie erzählen muss, es geht ihr ans Leben, täte oder könnte sie es nicht. Eine widersetzliche Trobadora mit höchster Stimmlage, um den in der Kehle gebrochenen Laut hervorzubringen, moderne Poetessa mitten in dieser von Männern geprägten und dirigierte Gesellschaft.

Denn wie sie auch an dieses Gemeinwesen gebunden war, das für sich den Anspruch auf Sozialismus erhoben hatte, verstrickt in seine uneingelösten Maximen und real existierenden Misere – wie jeder von uns auf seine Weise –, den Grundwiderspruch dieser Zeit sah sie schließlich in den modernen Industriegesellschaften des Patriarchats angelegt, welche Herrschaftssysteme und -strukturen es sich auch jeweils bediente.

Und um nichts Geringeres ging es ihr als um Umwertung aller herrschenden Werte – und sei es nur mit Mitteln der erfinderischen Poesie, die ja Gleichnisse und Utopien erlaubt.

Sie hatte für diese Projekte kaum zeitgenössische Vorbilder und musste sich aus Wissenschaft und Kunst, aus Theorie und Praxis alternativ lebender Frauen ihre Figuren und Muster entwerfen, den patriarchalischen Helden matriarchalische Menschen entgegensetzen, um humane Verhältnisse ins Bild zu bringen: unter den berühmten männlichen Troubadouren die eine, kaum noch bekannte Troubadoura entdecken, die alten Mythen und Mythologien

aufgreifen und neu deuten, zum Beispiel der Allgeberin Pandora endlich wieder den ihr zukommenden Platz neben dem populären Menschenbildner Prometheus einräumen, Pandora, die in ihrer Büchse nicht das Verderben, sondern die Zukunftsbilder trägt.

»Die Geschöpfe des Prometheus«, heißt es im »Amanda«-Roman, »haschen nach den Luftgestalten. Als Pandora sah, daß die Güter mit Fittichen – Erdenliebe zum Beispiel, Sinn für Harmonie [...], Kompromißfähigkeit, Frieden – davonflogen und niemand ihnen nachsetzte, keiner sie einfangen wollte, warf sie schnell den Deckel zu.«

Irmtraud Morgner hat Goethe für die profunde Umdeutung des patriarchalischen Mythos gedankt, weil er Pandora aus ihrer Rolle als Unheilbringerin erlöste; sie erklärt und gibt uns ein Zeichen, wie man ihre Bücher wirklich verstehen kann:

»Nicht Prometheus, sondern Epimetheus und Pandora gemeinsam werden als Zukunftshoffnung gesetzt. Epimetheus heißt ›nachbedacht‹. [...] Der Mensch muß nachdenken bei vielen Entscheidungen. Vor der Gefahr der Selbstausrottung bewahrt ihn nicht Instinktregulierung. [...] Der Homo humanus ist nicht erreichbar ohne die Freisetzung und harmonische Verbindung der kreativen Potenzen beider Geschlechter.«

Wie muss es sie gefreut haben, in der sächsischen Nonne aus dem 10. Jahrhundert Hrotswitha von Gandersheim eine

Vorläuferin zu finden, die das erste Drama der Faustsage in Deutschland verfasste, wo es doch immer hieß, »daß Frauen die Fähigkeiten zum Stücker schreiben fehlen«.

Dem »Cherubinischen Wandersmann« des Angelus Silesius, Sinnbild des ewig Suchenden, nach Wahrheit sich sehnenen Geistes aus dem Barock, hätte sie gern die »Cherubinische Wandersfrau« folgen lassen, zugesellt als Antipodin und Partnerin; fand Idee für sie vorgedacht in Betrachtungen Jakob Böhmes, die sie sich anzuverwandeln suchte in praktikable Philosophie »über täglich zu bewältigende, unabweisbare, elementare Lebensereignisse als da sind Tod, Krankheit, Zufall, Glück, Unglück« – die ewigen, immer unbeantworteten Fragen unserer Existenz, auf die sie weder in der Praxis ihrer Gesellschaft noch in der dort praktizierten Ideologie Antworten oder auch nur Handreichungen erhalten konnte. Antworten, nach denen sie selbst forschte, ungeschützt, ziemlich auf sich selbst gestellt, unabgeschirmt, weil, wie sie weiß, weibliche Forscher unabgeschirmt leben, nicht mehr der traditionellen weiblichen Rolle verhaftet, wie sie auch das Bücherschreiben immer intensiver als Forscherarbeit betreibt – und dabei Federn lässt.

Sie spricht von »Denktrieb«, sagt, dass ein poetischer Text, so verstanden, nur strahlt »wegen der Intensität, mit der das ganze Potential einer Persönlichkeit einer Sache nachdenkt und -fühlt, zwanghaft, mit perfektionistischem

Suchtrieb nach dem optimalen Ausdruck für eine Vorstellung, die logisch allein nicht ausdrückbar ist. Diese Intensität bei der Suche, auch das Engagement ist sicher mit ein Grund dafür, weshalb ein literarischer Text einen Denk-, Such- und Gefühlsimpuls bei einem Leser auslösen kann.«

In dieser Arbeit ist sie ganz aufgegangen. Ihre Leser, natürlich vor allem Frauen in den beiden Deutschländern, haben sie als Sprecherin für ihre souveränen Rechte und Möglichkeiten auf allen Gebieten ihres Daseins empfunden.

Für die ständige Überanstrengung, die sie diese Arbeit unter den gegebenen Umständen kostete, einer ganz anders ausgerichteten Umwelt solche Freiheiten abzutrotzen, hat sie mit ihrer Gesundheit bezahlt. Sie sagte, als wir uns damals zuletzt sahen, dass sie nicht zufällig an dem empfindlichsten Organ getroffen worden sei, mit dem sie als Frau voll und ganz gelebt habe, und wies auf ihren Leib. Alle, die sie kannten, haben ihren eigensinnigen Mut gespürt, mit dem sie der zerstörenden Krankheit wieder und wieder Widerstand leistete; eine Berufskrankheit, denkt man an Franz Fühmann und Erich Fried, an die Gefährtinnen Brigitte Reimann und Maxie Wander.

»Schreiben war meine Art, Ängsten zu trotzen«, sagt sie und hält die Ängste mit Gelächter nieder. »Je dreckiger es mir geht, desto stärker bin ich zur Possenreißerei

aufgelegt. Humor ist bei mir Auflehnung des Lebenstriebes gegen Depression, Melancholie.« Sie hat, glaube ich, daran ziemlich bis zuletzt festgehalten, Verstörungen nur den Nächsten anvertraut, plötzliche Zusammenbrüche immer mit diesem diskanten Gelächter in der Stimme überspielt, auf späten Fotos, die es gibt, lässt sie nicht davon ab, über Schmerzen maskenhaft zu lächeln. Fensterstürze überließ sie ihren umhergeisternden Hexen, die ohnehin nicht totzukriegen waren. Nicht den selbstbestimmten Entschluss, auf Flügeln eines Tages, den kühnen Harpyien gleich, davonzufiegen, sie sprach ganz ernsthaft davon und glaubte längst an eine außerirdische Existenz.

Den geplanten dritten Band ihrer »Salman-Trilogie« gibt es nur in Fragmenten, in ihnen unsterbliche Sätze, Sie werden sie hören.

»Schmerzensschreie gehören heute zum guten Ton oder zu einem, an den man sich gewöhnt hat. Freudenschreie erwecken mitunter selbst von Toten. Ihnen fühlte ich mich zugehörig, obgleich der gegenwärtige Weltzustand mich ausgetrieben hatte [...].«

Als Vermächtnis dachte sie sich ein Buch mit dem Titel »Das hero(i)sche Testament«, in dem sie noch einmal alle Seiten ihres Talents aufspielen lassen wollte. Sie hat es nur in Motiven und Skizzen, mit ironischen Aperçus und trefflichen Paradoxen notieren können. Es ist in der Struktur eines Promotionsverfahrens entworfen, eines

nicht ganz geheuren Verfahrens, in dessen sonderbarem Verlauf sich Herta Kowalczyk (Frau aus dem Volk der DDR) durch Philosophie der Tat verkörpert, verwandelt zu Hero, die sich ihren idealen Mann Leander (griechisch: Mann aus dem Volk), wie einst Adam die Eva, in einem geistigen Akt, der sich sofort als lebendige Schöpfung zeigt, aus den Rippen schneidet. »Frisch geschnitten – ganz gewonnen.« Das Werk ist als spektakuläre Apotheose auf die Menschheitsgeschichte angelegt.

»[...] indem der Mensch aus seiner Natur fiel, fiel er aus aller Natur – und begann Geschichte zu machen. [...] eine Voraussetzung fürs Geschichtemachen nennt Friedrich Engels ›weltgeschichtliche Niederlage des weiblichen Geschlechts‹.« Und diese gilt es, lässt die Morgner ihre Hero planen, endlich aufzuheben. Also ist auch eine Liebesgeschichte zu erwarten.

Nach der antiken Sage schwamm Leander seiner Geliebten Hero allnächtlich über den Hellespont entgegen und ertrank, als ein Sturm die ihn leitende Fackel verlöschte, in den Fluten. Hero stürzte sich verzweifelt vom Turm ihm nach in den Tod.

Irmtraud Morgners Herta Kowalczyk aus Reichenbach im Vogtland, Hero genannt, erfindet sich ihren Geliebten vermittelt ihrer heroschen Philosophie, wörtlich dem spitzen Verweis der Beamtin des Wohnungsamtes, die ihr als Einzelwesen die Wohnung verweigert, stante pede

folgend: »Wennse keen Mann ham, müssense sich embd een ausn Rippen schneiden.«

Das heroische Testament, lesen wir aus den Bruchstücken dieses grandiosen Exposés eines nicht mehr ausgeführten Romans, »das heroische Testament Leander ist ein Mann zum Herauslesen«.

Ich musste so ausführlich von ihrem unvollendeten Buch sprechen, weil ich, weil wir alle es nun nicht mehr zu lesen kriegen.¹ Hier leuchten noch einmal alle Facetten ihrer genuinen Fabulierlust auf, ihr großes experimentum mundi einer Selbsthelferin sondergleichen, der mitten im schreibenden Entwurf – bleiben wir getrost bei der archaischen Wendung – die Feder aus der Hand genommen wurde.

Weil ich es seit Langem wusste, gelang es mir nicht mehr, ohne bösen Schmerz in ihren Büchern zu lesen. Ich bin ihrer Bitte nachgekommen und habe ihr diese Rede gehalten, aber ich bin dafür nicht eigentlich eingerichtet. Und ich weiß, dass ich so nicht enden kann, und suche mir bei ihr den besseren Schluss, lasse sie mit ihrer Stimme sagen:

»Hexisches Gelächter [...] erscheint mir in finsternen Zeiten hilfreich, um die Lähmung angesichts der übergroßen Aufgabe, die Depression aus Überforderung, zu überwinden. Riesige Autoritäten, die wichtigste ist: der

Tod kann nur mit einem weinenden und einem lachenden
Auge angegangen werden.«

1990



Walter Jens und Gerhard Wolf, November 1989.

Walter Jens (1923-2013), bedeutender Schriftsteller der Gruppe 47 mit Romanen, Hörspielen und Essays. Präsident der Akademie der Künste Berlin/Brandenburg mit großen Verdiensten bei der Vereinigung der beiden Akademien West- und Ostberlins.

Wir waren befreundet und planten 1989 eine Friedensbibliothek, die gleichzeitig in Ost- und Westverlagen erscheinen sollte, was sich zerschlug.

Geist und Macht

Rede auf Walter Jens

Meine Damen und Herren, lieber Mitbürger Walter Jens, wie denn stellt man einen tiefen Rhetoriker, wie Sie es nun einmal sind, in diesem Metier Professor gar, in gebotener Kürze einem Publikum in diesem Apollosaal vor? Weiß man, was es von Ihnen kennt, welches Ihrer Bücher es gelesen hat – nur wenige Titel waren bis vor Kurzem hierzulande auf direktem Wege zu bekommen, eben erst in den letzten Jahren etwa das ausgewählte Kompendium mit dem Titel »Die Friedensfrau« – nach Herders Motto: »Meine große Friedensfrau hat nur einen Namen, sie heißt allgemeine Billigkeit, Menschlichkeit, tätige Vernunft.«

Vielen werden Sie, Präsident der Akademie der Künste in Westberlin, immerhin öfter in unserer Ostberliner Akademie kritischer Gast, Ehrenpräsident des PEN-Zentrums der Bundesrepublik, bekannt sein, als Redner auf gesamtdeutschen Kirchentagen und Symposien, als Christ und Demokrat Sprecher der Friedensbewegung, unermüdlicher Anwalt in Sachen unserer gemeinsamen Kultur; durch Ihr engagiertes öffentliches Auftreten, wo immer Sie es für nötig erachten, konnte man Sie hören, so

dass ich, der ich mich am wenigsten für einen versierten Redner halte, nicht sicher bin, wo ich an- oder ein-, gar Schwerpunkte setzen, Gesichtspunkte finden soll, um nicht Eulen nach Athen zu tragen. Denn wo immer Sie das Wort ergriffen haben: Um das, was jetzt allseits flott aus berufenem und ungerufenem, oft nur berufs- oder geschäftsmäßigem Munde »deutsche Belange« genannt wird, darum ist es Ihnen aus verschiedenem Anlass, aus wohlwollenden Gründen – allgemeine Billigkeit, Menschlichkeit, tätige Vernunft – eigentlich seit jeher gegangen.

Ich jedenfalls habe Sie so gelesen und erfahren; und ich versuche mir jetzt damit zu helfen, indem ich ganz unrhetorisch vorgehe. Nicht bedacht auf die schönen diskursiven Bögen – wie ich sie an Ihren Reden von Kanzel und Katheder, von Tribüne oder Tisch aus bewundere, ein Thema durch markante Thesen gliedernd, wohl gewählt die Zitate, genau an der rechten Stelle die Pointen, im Resultat überzeugende Schlussfolgerungen –, sondern ganz bruchstückhaft, willkürlich, lediglich den Einfällen und ersten Assoziationen vertrauend, die mir kamen, als ich in den letzten Tagen noch rasch wieder kreuz und quer in Ihren Schriften las – Romane (nimmt Ihr »Herr Meister« nicht schon geistreich das gegenwärtige Spiel der Postmoderne vorweg?), Stücke, Übertragungen aus dem Altgriechischen und Ihre Adaptionen dazu, »Die

Friedensfrau« nach der »Lysistrata« des Aristophanes, und, kaum auf einen Blick überschaubar, Essays und Reden, erstaunliche Vielfalt, beneidenswertes Volumen bei akkuratem Radius. Wer Sie neulich am Robert-Koch-Platz zur Literatur der Bundesrepublik gehört hat, wird amüsiert Ihrem Selbsturteil zustimmen, mit dem Sie sich auf dem weiten Feld der Literatur einem Zehnkämpfer in der Sportarena verglichen, und da nähmen Sie es schon mit manchen Zeitgenossen auf. Dem Essayisten aber, der bewusst und ingeniös über ein großzügiges rhetorisches Vermögen verfügt, würde ich ohne Zögern den Lorbeer reichen, weil ich dafürhalte, dass Sie in diesem Bereich ganz sich selbst eingeben, offenbaren und vollenden, andere lebhaft inspirierend, wie ich Sie seit ersten Begegnungen und Gesprächen nun immer vor mir sehe: persönlich, unprätentiös, ohne Pose, aber gestenreich Ihrer Sache gewiss, der Sie sich jeweils energisch annehmen, erregt von Unrast – schon Ihr Arbeitspensum scheint mir Ihre sensible Konstitution zu übersteigen –, ständig angespannt bis zur Nervosität, doch im Zuhören und Antworten überraschend konzentriert, fast bedächtig, selbst bei böswilligen gegnerischen Attacken – die Sie nicht erst in diesen Wochen deutsch-deutschen Disputs profilierungsbeflissener Feuilletonisten abbekommen –, wie Sie also in solchen Situationen, dazu bei allergischer Veranlagung, den provozierten Adrenalinausstoß mit

überlegener Intelligenz in gemessene, gezielte Formulierung umsetzen, den Fundus humanistischer und literarischer Bildung mühelos abrufbar, ohne damit geltungssüchtig aufzutrumpfen, das macht Sie in meinen Augen zu einem legitimen, integren Redner, nicht nur von Profession, sondern seinem Temperament nach, wie von Natur.

Entferne ich mich vom vorgegebenen Pensum unserer Veranstaltung? Ich nähere mich ihm, indem ich aus der intellektuellen Physiognomie eines Mannes auf sein Anliegen, seine Mission schließen möchte; eines Autors – nun doch ein paar Fakten –, der ein Buch »Von deutscher Rede« verfassen musste, »Republikanische Reden« selbstverständlich, den großen Wissenschaftsreport über eine deutsche Gelehrtenrepublik Tübingen, ins Zentrum zielende Monographien über deutsche und europäische Dichter dieses Jahrhunderts »Statt einer Literaturgeschichte«, »Ort der Handlung ist Deutschland. Reden in erinnerungsfeindlicher Zeit«. Gab es erinnerungsfreundliche Zeiten?

Buffons berühmtes Aperçu, wonach der Stil der Mensch ist, bestätigt sich für mich im Schreiben, Reden und Tun von Walter Jens auf glückliche Weise. Man weiß, wie er schon vor Jahren an den Gottesdiensten der »Kirche von unten« in Halle an der Saale teilnahm, als dort mit Kerzen in den Händen der protestantische Widerstand gegen das

Regime begann. Er saß mit den Demonstranten auf nacktem Boden vor den Raketenbasen im schwäbischen Mutlangen und hat dafür seinen staatlich verordneten Prozess mit Urteil bekommen.

Nein, an seine Verantwortung und moralische Haltung in Bezug auf deutsche Fragen braucht ihn niemand zu erinnern. Dass man sie ihm nun als Schriftsteller frech und impertinent zum Vorwurf macht, wer hätte das gedacht? Keine vergebliche Polemik, nur ein Zitat, apropos Mensch und Stil:

»Die unterbliebene (und auf fürchterliche Weise von der RAF-Generation exekutierte) Auseinandersetzung mit denen, ›die Auschwitz möglich gemacht haben‹, halste den moralisch engagierten Autoren der BRD (und auf andere Weise jenen der DDR) ein humanitäres und politisches Debet auf, von dem die ästhetischen Zinsen, die zum Beispiel jemand wie Grass erwirtschaftet hatte, aufgezehrt wurden.«² Fürwahr ein Sätzchen, zwischen den Fingern zu reiben. Wie da das Vokabular von Bank und Finanzen mit Sollseite Akonto, mit erwirtschaftetem und aufgezehrtem Zinssatz auf Schriftsteller, Literatur und Ästhetik übertragen und angewandt wird – der Stil allein kann einen Analytiker abschrecken, bevor ihn die Lust ankommt, sich in der Sache einzulassen. Da argumentieren? Vielleicht mit dem bekannten Versaphorismus von Ernst Jandl, durchaus nicht nur politisch auszulegen:

*manche meinen
lechts und links
kann man nicht
verwechseln.
werch ein illtum!*

Ästhetik und Moral im Kunstwerk sind nicht zu trennen, kaum zu trennen ist das Werk von der Gesinnung seines Autors, so seltsame Wechselbeziehungen und Paradoxe sich zuweilen auch auftun und die Szene einnehmen.

»Mit postmoderner Beliebigkeit möchte ich nichts zu tun haben«, sagte Jens 1987 im Gespräch; und schon im Essay »Nachdenken über Heimat« von 1984 heißt es:

»Deutschland, das ist eine Vokabel aus dem Geschichtsbuch und, dazu, natürlich ein Wort, das an Schuld erinnert, von deren Aufarbeitung das Mehr oder Minder an gesellschaftlichem Ansehen so gut wie die moralische Existenz jedes einzelnen abhängen sollte.«

Sechs Jahre später: »Es ist die Aufgabe der Intellektuellen – und, bei Gott, nicht nur der Intellektuellen –, mit dem Blick auf die gemeinsame Geschichte und die gemeinsame Schuld aller Deutschen Fragen zu stellen, im Akt des Gegen-den-Strom-Schwimmens und der sokratischen Verfremdung, die ebenso unbequem wie nützlich sind.« Gesagt auf einem Colloquium im Mai 1990, schon im Bewusstsein der